

Erlebnisse im Missionslande

Erlebnisse im Missionslande

Nach vierjähriger Schulung im Ordens- und Missionsberufe innerhalb der Mariannhiller Klostermauern ging es hinaus in die Weite der südafrikanischen Union. Damals waren ihre heutigen vier Hauptprovinzen: Kapkolonie, Natal, Oranje-Freistaat und Transvaal noch getrennt. Mariannhill hatte erst ein Jahrzehnt seines Bestandes hinter sich. Die vom sel. Gründer, Abt Franz geschaffenen Vorposten der Mission waren im Anfangsstadium ihrer Entwicklung. Von Eisenbahnen bestand fast nur die Haupt-Linie von Durban nach Transvaal.



Kinder begrüßen den Neupriester: S. P. Loggen, RMM.

Die Verkehrswege waren in recht primitivem Zustand. Nur einige Hauptstraßen spannten bereits Brücken über die größeren Flüsse. Autos waren noch vollständig unbekannt. Das Ochsenfuhrwerk nach altbewährtem Burenmuster besorgte beinahe allen Innlandstransport. Farmer und sonstige Reisende bedienten sich meistens der — „Spinne“ auf ihren großen oder kleinen Touren durch das Land. Diese Spider sind sehr breitspurige, widerstandsfähige Rutschen mit schmalem Oberbau aus zähem Holz aber möglichst leicht. Das spinnenartige Gefährt konnte darum in weglosen Gegenden gefährliche Schiefebenen passieren. Auf einer solchen Spinne machte Abt Franz mit seinem Landkundschafter und Baumeister Bruder Nivard wochenlange Touren nach allen Richtungen der Windrose. Ihren Spuren folgt unsere Erzählung von Posten zu Posten bis an die 10 000 Fuß hohen Grenzmauern des Missionslandes: Die Drakensbergkette im Norden und Westen und bis Port Shepstone an der See im Süden.

Die Reise geht von der Mariannhiller Heimat am Umhlatusanflusse durch das einstige Natal und heutige Mariannhiller Vikariat auf Apostelwegen vielfach zu Fuß. Sehr lange Strecken zu Pferd, Spider

und Bahn. Den Flug in der Luft und den Kraftwagen, wie gesagt, kannte damals noch kein Mensch in Südafrika. Diesmal wollen wir nur die Reiselinie andeuten und welche Erlebnisse von den etwa 70 Plätzen zu berichten sind. Rechts und links vom Wege ist manches zu sehen und zu erinnern aus alter und neuer Zeit zwischen 1894 und 1934

Ein Vorfrühlingmorgen Ende August 1893 ist Ausgangsdatum. Am frühesten Morgen nach Trappistenart ging es bei Sternenlicht hinaus auf den ersten 40 Meilen langen Reifeweg. Vorbei an dem Feigenbaume, der schon damals seine Riesenäste über etwa 30 Grabeshügel unserer ältesten Missionspioniere streckte. Vorbei am dunkelverschleierte[n] Schwesternkonvent zur Rechten der „Mühlstraße“. Links taucht aus dem Morgennebel der historische Maria=Anna-Hügel. Damals noch wenig kultiviert. Heute trägt er die erinnerungsreiche Botivkapelle des göttlichen Herzens, das in der Weltkriegszeit dem gefährdeten Mariannahill ein wunderbarer Schutz und Schirm gewesen! Von dieser weihvollen Stätte ist später ein besonderes Erlebnis zu erzählen. Ebenso von einer Stelle der Mariannahillstraße nach Pinetown, eine halbe Stunde von hier.

Es geht weiter nach der „Mühle“ und der vom Umhlatusan getriebenen Missionsdruckerei, wo die ersten Jahrgänge unseres Mariannahillkalenders und das Vergißmeinnicht gedruckt wurden. Der erste Morgenstrahl zeigt uns auf dem Berge gegen das Meer zu die St. Wendelinskapelle, vom Gründer, Abt Franz, nach seinem Taufpatron benannt. Heute ist St. Wendel eine bedeutende Schule und Anstalt für eingeborene Schwestern. Wir passieren die leere Stelle, wo heute der stattliche Bahnhof Mariannahill steht und verlassen die Klosterfarm in der Richtung zum nächsten Fluß, Umlaazi, damals in harer Wildnis liegend. Seit einigen Jahren speist der Fluß eine gewaltige Wasserleitung der Stadt Durban in weiter Ferne. Hierzu lieferte die deutsche Firma Mannesmann die soliden Stahl-Wasserleitungsrohre. Wir durchqueren den im Winter unbedeutenden Fluß und sind auf der Sandstraße nach Einsiedeln. Eine lange, beschwerliche Tour bis nach Sonnenuntergang! Kurz vor Einsiedeln ist der schmale aber schlammige Mlovu zu passieren. Hier ein anderes Ereignis an den Anfangsjahren, wo einer unserer Missionsbrüder in heroischer Pflichterfüllung in diesem Flußschlamm stecken blieb und ertrank. Das kleine Einsiedeln bleibt ebenfalls erinnerungsreich. Aber wir sind immer noch am Beginne der Rundreise und wollen kurz die Hauptplätze vorausschauend berühren.

Am zweiten Reisetag gelangten wir nach dem historischen Städtchen Richmond, passieren auf damals neugezimmelter Holzbrücke den Umkomazi, im Sommer der wasserreichste Fluß Südnatal's. In endlos langen Kurven führt die ziemlich gute Straße bis auf die Höhen des Blitzberges und der Station Mariatal. Hier bleibt aus den 40 Jahren der Entwicklung manches zu erzählen übrig. Vom hiesigen Knotenpunkt gehen Zweige der Mission nach Westen bis Mariazell. Nach Norden bis Loteni und Undine. Südlich bis Umzinto und zum Meere. Die 40 Hauptmissionsstationen samt rund 300 Außenplätzen bilden heute ein weitgespanntes Netz der katholischen Aktion. Je mehr die 6 Millionen Heiden und Protestanten von der „westlichen Zivilisation“ ergriffen werden, desto dringender bedürfen sie der einheitlichen Leitung der wahren Kirche Gottes. Schon zersplitterten die eingeborenen

Nichtkatholiken in mehr als 300 „selbständige“ Sekten, wie das Ver-
gismeinicht unlängst berichtete. Fast jeder schwarze „Minister“ stiftet
eine neue „Kirche“. Möge der unvermeidliche Zerfall alle zum Einen
Hirten führen.

In der Ackerbauschule der Eingeborenen

Im vorhergehenden Abschnitte wurde über Witterungsverhältnisse in
Südafrika und hiesiger Gegend berichtet. Die dort geschilderte außerordent-
liche Trockenheit dauerte bis Ende Oktober 1933. Der heutige Bericht
datiert vom Januar 1934. Weiteres wird in jeder Nummer dieses Jahr-
ganges folgen.

Inzwischen haben sich die „Gegensätze stark berührt“: aus dem trok-
kenen Süden ist ein — nasser geworden! Ein plötzlicher und seltener
Wechsel, wenigstens für einige Zeit! November und Dezember brachte aus-
nahmsweise allzu großen Überschuß aus den Schleusen des Himmels. Die
vor kurzem leeren Flüsse traten über die Ufer. Auch der Poela im Bereiche
unserer Ackerbauschule mit seinen verschlungenen Kurven und seichten Betten,
streckenweise fast ohne Gefäll. Das Flützchen war nach drei Tagen Regen-
wetter zum Strom geworden und überschwemmte alle tiefer liegenden
Felder, beträchtlichen Schaden anrichtend.

Damit sind nun zwei Hauptfeinde des hiesigen Ackerbaues genannt: Die
oft wiederkehrende anhaltende — in Südafrika typische — Trockenheit und
ihr seltener Gegenteil! Die Extreme dürften so schroff kaum irgendsonstwo
konstatierbar sein. Gegenwärtig haben wir fast täglich Gewitter, öfters Land-
regen und wenig Sonne. Der häufige und plötzliche Wechsel von Hitze und
Kälte kann in unserer Gegend als dritter Feind bezeichnet werden. Er
hindert sehr die Stetigkeit des Pflanzenwuchses, unterbricht zu oft und jäh
die Entwicklung zarterer Gewächse. Doch läßt das andererseits schädliche
Insekten und Gewürm weniger aufkommen. Von letzteren gibt es Legio-
nen in Südafrika — und dieser Feind bringt in manchen Gegenden die
Farmer fast zur Verzweiflung. Jede Pflanzenart wird von mehreren
Vertilgern bedroht. Am meisten leiden darunter alle Arten Hülsenfrüchte,
Bohnen und Mais. Ein Duzend Sorten Würmer, Raupen und Käfer
sind offen und versteckt an der Zerstörungsarbeit, je nachdem zu viel oder
zu wenig Sonne herrscht. Vom Tage der Aussaat bis zur Ernte wechseln der
Reihe nach die feindlichen Heere. Auch nach der Ernte überfallen sie min-
der gut bewahrte Früchte bis jedes Körnchen angefressen und wertlos ist.

Schreiber sah einst ein herrlich blühendes Erbsenfeld, das hundert Sack
beste Erbsen liefern konnte. Doch ein Schwarm von Kohlweißlingen über-
fiel das Feld wie Schneeflocken. Zur Erntezeit hing fast an jeder Schote
eine Raupe, die Erbsen waren ausgehöhlt und der Rest konnte wegen
der wimmelnden Raupen kaum gedroschen werden. — Das Getreide ge-
langt hier selten zur Vollreife. Wenn der Weizen im besten Saft steht,
stürzen sich Wolken von winzigen Dreschern und Fressern über ihn her. Diese
Pflanzenraubvögel tragen sich pikfein in schillerndem Rot, Gelb, Blau und
und Grün von den Krallen bis zum Schnabel. An jeder Ähre hängt ein
Räuber. Zwei Körnchen frißt er und alle übrigen verstreut er rücksichtslos
auf den Boden. Dem Farmer bleibt das leere Stroh. —